

## AN DER GRENZE

Wer von Grenzwahrnehmungen spricht, bewegt sich auf unsicherem Boden. Denn was unter einer Grenze zu verstehen ist, erweist sich als keineswegs eindeutig. Der Versuch einer näheren Beschreibung gebiert vielmehr eine Vielzahl weiterer Begriffe wie etwa den der Schwelle, des Übergangs, der Randzone.<sup>1</sup> Zugleich zeigt sich, dass auch die Funktion

- 
- 1 Dies dokumentieren nicht zuletzt die zahlreichen Untersuchungen zum Thema Grenze. Vgl. beispielsweise den Sammelband von Claudia Benthien/Irmela Marei Krüger-Fürhoff (Hg.): *Über Grenzen. Limitation und Transgression in Literatur und Ästhetik*, Stuttgart 1999 sowie Rüdiger Görner/Susanne Kirkbright (Hg.): *Nachdenken über Grenzen*, München 1999; weiterhin Nicholas Saul/Daniel Steuer/Frank Möbius/Birgit Illner (Hg.): *Schwellen. Germanistische Erkundungen einer Metapher*, Würzburg 1999. Albrecht Koschorke schreibt eine Geschichte der Grenzüberschreitung vom Mittelalter bis zur Moderne in Koschorke, Albrecht: *Die Geschichte des Horizonts. Grenze und Grenzüberschreitung in literarischen Landschaftsbildern*, Frankfurt/M. 1990. Daneben untersuchen zahlreiche Studien das Phänomen der Grenze in spezifischen historischen Kontexten bzw. bei einzelnen Autoren. Vgl. hierzu Rüdiger Görner: *Grenzen, Schwellen, Übergänge. Zur Poetik des Transitorischen*, Göttingen 2001 sowie Thomas Eicher (Hg.) unter Mitarbeit von Peter Sowa: *Grenzüberschreitungen um 1900. Österreichische Literatur im Übergang*, Oberhausen 2001. Frühe ethnologische Untersuchungen thematisieren Schwellenphasen, so Arnold von Genneps: *Übergangsriten*, Frankfurt/M. 1986. Die Studien von Bernhard Waldenfels nähern sich aus phänomenologischer Perspektive dem Thema Grenzen und Schwellen. Vgl. Bernhard Waldenfels: *Der Stachel des Fremden*, Frankfurt/M. 1990 sowie ders.: *Sinnesschwellen. Studien zur Phänomenologie des Fremden 3*, Frankfurt/M. 1999. In *Sinnesschwellen* widmet sich Waldenfels dem Verhältnis von Wahrnehmung und Schwellenerfahrungen, ein Fokus, dem die vorliegende Studie viel verdankt und den sie auf den Untersuchungsgegenstand der Literatur hin auszuweiten sucht. Das Verhältnis von Literatur und Ethnographie nimmt der von Gerhard Neumann und Rainer Warning herausgegebene Sammelband in den Blick. Vgl. dies.: *Transgressionen. Literatur als Ethnographie*, Freiburg i. Breisgau 2003. Mit Grenzwerten des Ästhetischen, mit Bereichen der Kultur also, die zunächst einmal nicht als ästhetisch gelten, wie dem

von Grenzen nicht eindeutig zu bestimmen ist. Grenzen trennen und verbinden, sie werden überschritten und entziehen sich stets aufs Neue, sie begrenzen und limitieren und verweisen zugleich auf Uneinholbares. Sie versperren Zugänge und fordern zugleich ihre Öffnung heraus. Als Schwellen markieren sie Übergänge in neue Lebensphasen, als Tabu schließen sie Bereiche des Unannehmbaren aus der kulturellen Ordnung aus. Kryptische Einschließungen wiederum markieren innere Grenzen, ein unzugängliches Außen im Innenraum.

Der Begriff der Grenze und sein Gebrauch in verschiedenen Sprachen sind von der Verwicklung in unterschiedliche Funktionsbereiche und Bedeutungskontexte durchdrungen. Wie Paul A. Chilton in einer kurzen semantischen Analyse des Begriffs *Grenze* zeigt, verweisen zum Beispiel die lateinischen Wörter *limes* und *limitatio* sowie das englische *boundary* auf die Grenzlinie, während das vom althochdeutschen *bord* abstammende englische *border* eher einen Grenzstreifen meint und damit einen Raum eröffnet, der weder der einen noch der anderen Seite zugeschlagen werden kann. Und während die *frontier* sowie die *Front* eine Vorwärtsbewegung beinhalten, nähert man sich an der *margin*, der *marge* oder *Marke* nicht nur dem Bereich der Markierung, sondern auch der Randzone. Das deutsche Wort *Grenze* schließlich, das wie das russische *granitsa* vom altslawischen *gran* abstammt, bedeutet »Kreuzzeichen, Ecke«, aber auch »Rand«.<sup>2</sup> Es verdrängt seit dem 13. Jahrhundert das deutsche Wort *Mark*, transportiert aber seit dem 18. Jahrhundert nicht mehr allein die Bedeutung einer geographischen Scheidelinie, sondern auch die des Abschlusses, des Endes.

Die Rede von der Grenzwahrnehmung impliziert nun die Möglichkeit einer sinnlichen Erfahrbarkeit von Grenzen, etwa in Form von Linien, Umrissen, Grenzmarkierungen. Denn erst durch die Wahrnehmung einer Grenze konstituiert und differenziert sich ein Raum oder Gegenstand, schält sich ein Objekt aus seiner Umgebung heraus, wird unterscheidbar und damit wahrnehmbar. Andererseits aber implizieren Grenzwahrnehmungen immer auch jene Sinneseindrücke, die etablierte Ordnungen und Wahrnehmungsmodelle in Frage stellen und mithin an die Grenzen des Wahrnehmbaren führen, sei es, dass sie auf ein der Wahrnehmung Entzogenes verweisen oder aber Eindrücke vermitteln, die innerhalb eines kulturellen oder historischen Kontextes nicht sinnhaft in-

---

Trauma, dem Ekel oder dem Schmerz beschäftigt sich dagegen der von Robert Stockhammer herausgegebene Sammelband. Vgl. Robert Stockhammer (Hg.): Grenzwerte des Ästhetischen, Frankfurt/M. 2002.

- 2 Vgl. Paul A. Chilton: »Grenzsemantik«, in: Rüdiger Görner/Suzanne Kirkbright (Hg.): Nachdenken über Grenzen, München 1999, S. 19-32, hier S. 28f.

terpretiert werden können. Insofern Grenzwahrnehmungen die Sinnesorgane überfordern, gehen sie mit Fremdheitserfahrungen, mit Verstörung, Verwirrung und einer Un- und Umordnung der Sinne einher.<sup>3</sup> Doch wie kann man wahrnehmen, was die Grenzen der Wahrnehmung überschreitet, mithin weder den Sinnen noch der Erkenntnis zugänglich zu sein scheint? Und inwiefern gibt es überhaupt Grenzen, wenn diese erst im Moment ihrer Überschreitung aufblitzen? Michel Foucault schreibt in der *Vorrede zur Überschreitung* von der Inexistenz einer Grenze, die nicht überschritten werden kann, um die Frage zu stellen, ob die Grenze jenseits der Gebärde ihrer Überschreitung existiert.<sup>4</sup>

Grenzmarkierungen wie Grenzüberschreitungen sind an ritualisierte Wiederholungen gebunden, sie stellen performative Akte dar, über die sich Ordnungen erst etablieren. Bernhard Waldenfels unterscheidet in dieser Hinsicht klassische Ordnungen, die weitgehend repetitiv und allumfassend sind, von modernen Ordnungen, die wandelbar sind und bewegliche Grenzen aufweisen. Während das Gegenbild der klassischen Ordnung das einbrechende Chaos ist, sind moderne Ordnungen mit dem Problem der Kontingenz befasst.<sup>5</sup> Wo Ordnungen ebenso gut auch anders sein könnten und der Bezug auf eine letzte Begründung ausfällt, wird die Grenze zu einem ambivalenten Ort, an dem sich ritualisierende Ordnungs(wieder)herstellungen ebenso ereignen können wie transgressive Verschiebungen. Bereits Foucault beschreibt diesen für die Moderne konstitutiven Einschnitt als Verlusterfahrung, die zugleich eine Öffnung ermöglicht. Wo weder Gott noch ein metaphysisches Pendant als umfassende Grenze und Sinnzentrum fungiert, wird die Erfahrung der Leere und der Endlichkeit zur Möglichkeit einer Gebärde der Überschreitung, die nicht auf Erweiterung und Totalisierung abzielt, sondern den Riss einer Abwesenheit durchmisst, ohne ihn aufzuheben.<sup>6</sup>

Im postmodernen Denken schließlich wird die moderne Erfahrung des Verlusts in die Bejahung des Partikularen übersetzt. An die Stelle eines Denkens, das nicht zuletzt im Kontext der Globalisierung in einer totalisierenden Geste beständiger Überschreitung versucht, sich das Andere einzuverleiben, um schließlich die Leere der überschreitenden Geste selbst zu verzeichnen, tritt eine Reflexion der Grenze, die diese vom An-

---

3 Bernhard Waldenfels spricht daher auch von Sinnesschwellen, Zonen der sinnlichen Fremdheitserfahrung. Vgl. Bernhard Waldenfels: Sinnesschwellen, S. 9-15.

4 Vgl. Michel Foucault: »Vorrede zur Überschreitung«, in: Walter Seitter (Hg.): Von der Subversion des Wissens, München 1974, S. 32-53, hier S. 37.

5 Vgl. Bernhard Waldenfels: Der Stachel des Fremden, S. 17-20.

6 Vgl. Michel Foucault: »Vorrede zur Überschreitung«, S. 52.

deren her denkt. Vor diesem Horizont zeichnet sich die Grenze als ein Ort ab, der nicht mehr im Verfügungsbereich des Subjekts liegt. Vielmehr stellt sich die Frage nach der Gerechtigkeit gegenüber dem, was nicht zur eigenen Ordnung gehört. Dieses Außen ist keineswegs einfach ein Jenseits der Ordnung. Es ist ihr inhärent, es durchzieht jede intersubjektive Beziehung zum Anderen als ein Moment der Fremdheit, der irreduziblen Unverfügbarkeit. Bernard Waldenfels spricht in diesem Sinne vom Außerordentlichen als jenem Überschuss, der sich jeder etablierten Ordnung zufügt.<sup>7</sup> Aber auch bei Emmanuel Lévinas und Jacques Derrida gibt es ein Denken des Anderen, das dieses nicht in das Eigene einholt. So versteht Lévinas die Spur des Anderen als das, was dem Subjekt immer schon vorausgeht und was es zur unendlichen Verantwortung aufruft.<sup>8</sup> Und auch Jacques Derrida verabschiedet ein Denken der Grenze als Grenzlinie, insofern dieses einer Ontologie verhaftet bleibt, die das Andere nur als Gegensatz oder Negation eines Ersten denken kann. Grenzüberschreitung und Grenzziehung sind dabei, wie Derrida darlegt, ein genuin philosophisches Projekt. Denn einerseits versucht das philosophische Denken, seine Grenzen beständig zu verschieben und alles zu umfassen, andererseits muss es hierfür notwendigerweise seine eigenen Randzonen kontrollieren.<sup>9</sup>

Nicht zuletzt Kants Ästhetik des Erhabenen, auf welche die in dieser Arbeit diskutierten Texte immer wieder Bezug nehmen, zeigt, wie die Philosophie noch die Grenze des subjektiven Vermögens denkt, um die Vernunft als undarstellbare und doch in der Reflexion erschließbare Idee zu begreifen. Die Ästhetik des Erhabenen stellt damit einen philosophischen Grenzgang dar, der die Entgrenzung im ästhetischen Urteil an eine Begrenzung des Darstellungsvermögens bindet. Entgrenzung und Begrenzung des Subjekts, Unendlichkeit und Endlichkeit sind dabei unauflöslich miteinander verknüpft. Derridas philosophisches Projekt zielt jedoch nicht auf die Grenzen des Denkens und ihre Überschreitung, denn die Randzonen durchziehen bereits jeden Text. Eher geht es um die Verwischung von Grenzlinien, um jene Zone des Zwischenraums der *différance*, die sich als Bewegung des Differierens weder betreten noch überschreiten lässt und die den Raum der Unterscheidbarkeiten zuallererst eröffnet.

7 Vgl. Bernhard Waldenfels: *Ordnung im Zwielficht*, Frankfurt/M. 1987, S. 189-194.

8 Vgl. Emmanuel Lévinas: *Die Spur des Anderen. Untersuchungen zur Phänomenologie und Sozialphilosophie*, Freiburg/München 1992, S. 209-235.

9 Vgl. Jacques Derrida: »Tympanon«, in: Ders.: *Randgänge der Philosophie*, Wien 1988, S. 13-27.

So auch die Unterscheidung zwischen dem Sinnlichen und dem Intelligiblen. Denn wer vom sinnlich Wahrnehmbaren, von *aisthesis* spricht, hat den *logos* immer bereits im Sinn. Das Verhältnis zwischen Sinnenwelt und Sinn ist dabei seit der Antike umstritten. Mal gilt es, das Sinnliche auszuschließen, verstellt es doch ungehörigerweise den Zugang zum Sinn, mal wird die sinnliche Wahrnehmung zum Modell des Logos erklärt. In der Neuzeit schließlich wird das Sehen zum privilegierten Zugang der Erkenntnis. Sehen heißt erkennen, das Visuelle wird zum Fenster des Sinns.<sup>10</sup> Doch kann dabei die visuelle Wahrnehmung keineswegs grenzenlose Herrschaft beanspruchen. Nicht nur spricht die Täuschbarkeit des Auges immer wieder entschieden gegen dessen Erkenntnisfähigkeit, auch der Hörsinn fordert bisweilen das Primat der Visualität heraus.<sup>11</sup> Die Trennung zwischen Sinn und Sinnlichkeit führt also mitten hinein in den Prozess der Grenzziehungen, auf dem nicht nur die Ordnung der Sinne, sondern jedes Begriffssystem basiert, das seine definitiven Grenzen etablieren und mehr oder weniger durchlässig zu gestalten beabsichtigt. Bedroht aber sind die Grenzen der Begrifflichkeit nicht nur von der Polysemie, sondern auch von der Impertinenz des Materialen sowie von unreinen Gestalten, die sich weder auf die eine noch auf die andere Seite schlagen wollen. Den Sinn im Sinnlichen zu finden bedeutet stets, die sinnliche Wahrnehmung auf das Intelligible zu begrenzen und einen bestimmten Gebrauch des Sinnlichen beispielsweise als Lieferant von Sinnesdaten zu präferieren. Wie Gottfried Boehm anmerkt, bleibt dabei die lasterhafte Seite des Sinnlichen, die den ritualisierten Gebrauch unterbricht, ausgeschlossen. Ein Refugium wird ihr allenfalls im Wahn, in den Träumen oder in der Kunst, den Heterotopien innerhalb des Gesellschaftlichen, zugestanden.<sup>12</sup>

- 
- 10 Vgl. Sybille Krämer: »Sinnlichkeit, Denken, Medien: Von der ›Sinnlichkeit als Erkenntnisform‹ zur ›Sinnlichkeit als Performanz‹«, in: Kunst- und Ausstellungshalle der Bundesrepublik Deutschland GmbH (Hg.): Der Sinn der Sinne, Göttingen 1998, S. 24-39, hier S. 27.
- 11 Bereits bei Descartes ist paradoxerweise der Blinde Modell für die intelligible Form des Wahrnehmens, auch macht der Hörsinn zuweilen dem Auge Konkurrenz, obschon er das Primat des Auges nicht zu brechen vermag. Vgl. hierzu Waltraud Naumann-Beyer: Anatomie der Sinne im Spiegel von Philosophie, Ästhetik und Literatur, Köln u. a. 2003, hier S. 113-128.
- 12 Vgl. Gottfried Boehm: »Sehen. Hermeneutische Reflexionen«, in: Ralf Konersmann (Hg.): Kritik des Sehens, Leipzig 1999, S. 272-298, hier S. 273. Foucault bezeichnet die Gegenorte innerhalb einer Gesellschaft als Heterotopien. Vgl. Michel Foucault: »Andere Räume«, in: Karlheinz Barck (Hg.): Aisthesis. Wahrnehmung heute oder Perspektiven einer anderen Ästhetik, Leipzig 1991, S. 34-46.

Grenzwahrnehmungen sind demnach immer auch Wahrnehmungsformen, die vom konventionellen Gebrauch abweichen. Das potentielle Nomadentum der sinnlichen Wahrnehmung zu disziplinieren gehört daher zum Projekt der Moderne. Dabei findet eine Verschiebung hin zu den leiblichen Sinnesvermögen, der physiologischen Basis der Wahrnehmung, bereits in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts statt. Um 1800 entsteht ein diskursiver Raum, in dem konkurrierende Modelle der Wahrnehmung ihren Platz finden. Einerseits bleibt die Wahrnehmung an a priori bestehende Erkenntniskategorien gebunden, andererseits aber postuliert die Romantik bereits eine befreite Einbildungskraft, der die schöpferische Fähigkeit zur Modellierung des Wahrgenommenen zugesprochen wird. Ebenso wird die Beschäftigung mit der Physiologie zu einer nachhaltigen Verunsicherung über den Status des Wahrgenommenen führen.<sup>13</sup> Bereits die Entdeckung des blinden Flecks durch Mariotte 1668 eröffnet die frappierende Erkenntnis, dass inmitten des angenommenen Zentrums der Wahrnehmung schlicht nichts zu sehen ist. Die bis dahin vorgestellte Funktionsweise des Auges als Camera obscura ist damit hinfällig, der Übergang von der geometrischen zur physiologischen Optik ebenso langwierig wie unausweichlich.<sup>14</sup>

Wie Jonathan Crary darlegt, vollzieht sich dabei bereits im frühen 19. Jahrhundert am Betrachter ein Prozess der Modernisierung. Die visuelle Wahrnehmung wird einerseits mobilisiert und aus den Prämissen philosophischer Erkenntnistheorien herausgelöst, andererseits konstituiert die Erforschung der Eigenarten des Auges und seiner Funktionen neue Praktiken der Normalisierung und der Aufmerksamkeitslenkung, welche die Wahrnehmung den Erfordernissen der Moderne anpassen.<sup>15</sup> Es gilt, ein

13 Vgl. Caroline Welsh/Christina Dongowski/Susanna Lulé (Hg.): *Sinne und Verstand. Ästhetische Modellierungen der Wahrnehmung um 1800*, Würzburg 2002, S. 7-19.

14 Zur Entdeckung des blinden Flecks vgl. Peter Bexte: »I see, I am blind« – befleckte Formen der Wahrnehmung«, in: *Trajekte. Zeitschrift des Zentrums für Literaturforschung Berlin*, Jg. 6 (2005), Nr. 11, S. 35-41, hier S. 36f.

15 Vgl. Jonathan Crary: *Techniken des Betrachters. Sehen und Moderne im 19. Jahrhundert*, Dresden/Basel 1996, S. 21ff. sowie ders.: *Aufmerksamkeit. Wahrnehmung und moderne Kultur*, Frankfurt/M. 2002. Aus phänomenologischer Perspektive beschäftigt sich Bernhard Waldenfels mit unterschiedlichen Phänomenen der Aufmerksamkeit. Vgl. Bernhard Waldenfels: *Phänomenologie der Aufmerksamkeit*, Frankfurt/M. 2004. Historische und interdisziplinäre Perspektiven eröffnet der Sammelband von Aleida und Jan Assmann. Vgl. Aleida Assmann/Jan Assmann (Hg.): *Aufmerksamkeiten*, München 2001. Siehe auch Norbert Haas/Rainer Nägele/Hans-

nomadisch gewordenen Auge zu disziplinieren und seine Funktionsweise umzucodieren. Der Betrachter ist nicht mehr als einäugiges, distanziertes Subjekt in einem abgegrenzten Raum, in dem innen und außen klar getrennt sind, verortet, vielmehr wird das visuelle Feld – und mit ihm der Betrachter und seine physiologischen Voraussetzungen – neu strukturiert. Phänomene wie das Nachbild und die Zweiäugigkeit des Sehens werden zu zentralen Erkenntnisgegenständen. Die Moderne beginnt für Crary folglich nicht mit der künstlerischen Moderne, dem Impressionismus oder mit der Erfindung des Films, sondern mit viel früher einsetzenden Praktiken der visuellen Umcodierung. Das Feld der Aufmerksamkeit ist allerdings nicht allein auf die Visualität beschränkt, vielmehr ist die Privilegierung des Visuellen sowie die Trennung der Sinne selbst Effekt diskursiver Aushandlungen, die zum Beispiel gemischte und abschweifende Aufmerksamkeitsformen pathologisieren.<sup>16</sup> Eine Praxis, die jedoch keine Erfindung des 19. Jahrhunderts ist. Denn bereits das Wahrnehmungsmodell der Camera obscura und die Rahmenschau dienen dazu, die Aufmerksamkeit auf einen bestimmten Ausschnitt zu konzentrieren bzw. innere Bilder, Einbildungskraft und Gedächtnis unter diesem Paradigma zu fassen, während eine zu schnelle oder zu geringe Bildproduktion als krankhaft und verderbt gilt.<sup>17</sup> Immer also geht es darum, einen tendenziell wilden Blick zu normalisieren bzw. die jeweils gültigen Wahrnehmungsmodelle von ihren Abweichungen, ihren als überkommen geltenden Formen zu trennen, Vermischungen und Überreizungen der Sinne zu kontrollieren. Zugleich wird das Erlangen von Aufmerksamkeit zu einer Ressource in den sich entwickelnden Medien- und Informationsgesellschaften. Aufmerksamkeit stellt einen Faktor gesellschaftlicher Teilhabe dar. Nicht nur gilt es, in den Wahrnehmungs- und Aufmerksamkeitsbereich von Subjekten vorzudringen, sondern diese müssen ebenfalls auf sich aufmerksam machen, denn ihre Wahrnehmbarkeit und ihr Aufmerksamkeitspotential entscheidet über den gesellschaftlichen Ein- und Ausschluss.

---

Jörg Rheinberger (Hg.): Aufmerksamkeit, Lichtensteiner Exkurse III, Eggingen 1998. Einen umfassenden Überblick über die optischen Geräte, die die Umcodierungen innerhalb des 19. Jahrhunderts begleiten, gibt der Ausstellungskatalog der Sammlung von Werner Nekes. Vgl. Bodo von Dewitz/Werner Nekes (Hg.): Ich sehe was, was Du nicht siehst. Sehmaschinen und Bilderwelten. Die Sammlung Werner Nekes. Katalog der gleichnamigen Ausstellung, Göttingen 2002.

16 Vgl. Jonathan Crary: Aufmerksamkeit, S. 15

17 Vgl. August Langen: Anschauungsformen in der deutschen Dichtung des 18. Jahrhunderts (Rahmenschau und Rationalismus), Jena 1934, S. 26.

Innerhalb von Wahrnehmungsprozessen sowie von normalisierenden Praktiken der Aufmerksamkeitslenkung finden somit Grenzziehungen statt, performative Akte,<sup>18</sup> die zugleich notwendigerweise Zonen des Übergangs, der Unschärfe, Überkreuzung und Abschweifung produzieren. Von diesen Zonen werden die Ordnungen der Wahrnehmung heimgesucht. Soll das Wahrnehmbare einer Konstanz und Dauer unterworfen werden, dann erfordert dies wiederholende Praktiken, um der Tendenz zum Anderssehen und zur Abschweifung Herr zu werden. Wo die Kategorien der Seele, des Verstandes oder des Geistes als synthetisierende Instanzen keine Identität mehr herstellen können, werden ritualisierte Praktiken zum instabilen Garanten einheitlicher Wahrnehmungen und zugleich zu einem Ort potentieller Widerständigkeiten, die nicht selten unter dem Zeichen des Krankhaften erscheinen.

Den Spuren dieser Übergänge geht die vorliegende Arbeit in ihren Textanalysen in exemplarischer Weise nach. Der Fokus liegt hierbei auf Texten des 19. Jahrhunderts, in denen sich Umordnungen philosophischer Wahrnehmungsmodelle am Beginn der Moderne abzeichnen. Die ausgewählten Autoren Heinrich von Kleist, Adalbert Stifter und Edgar Allan Poe reagieren dabei in unterschiedlicher Weise auf die Krisen erkenntnistheoretischer Prämissen. Die in ihren Texten thematisierten Grenzwahrnehmungen bringen zuweilen sich überkreuzende Grenzen ins Spiel: die Grenze zwischen Leben und Tod, zwischen den Kulturen und die zwischen den Geschlechtern, zwischen Natur und Kultur, Normalität und Wahnsinn. Gemeinsam ist allen drei Autoren, dass die Ästhetik des Erhabenen immer wieder zur Referenz für die eigene Ortsbestimmung wird, doch können die in den Texten vollzogenen Grenzgänge nicht mehr in einem Rekurs auf vernunftmäßige ästhetische Paradigmen eingeholt werden. So treiben die Texte Heinrich von Kleists aufklärerische und romantische Codierungen von Grenzwahrnehmungen in die Krise. Die in den Texten aufgerufenen Ordnungssysteme werden von ihrem inneren Außen heimgesucht, welches das verwendete Diskursmaterial zerklüftet, indem es der Einordnung in die Logik der jeweiligen Ordnung widersteht. Gerade hierin aber liegt eben nicht nur Kleists als Krise durchlebte Erkenntnis, dass es keine sichere Wahrheit geben kann, begründet. Kleists Texte öffnen sich vielmehr zugleich auf ein Uneingelöstes hin, das als Noch-nicht-Benennbares, Zukünftiges wiederkehrt. Adalbert Stifters häufig als biedermeierlich anmutende idyllische Szenarien werden

---

18 So weist auch Sybille Krämer darauf hin, im Zuge eines Zusammendenkens von Performativität und Medialität Performativität nicht nur sprachzentriert zu denken, sondern das Moment des Zeigens und Wahrnehmens als performativen Akt zu begreifen. Vgl. Sybille Krämer (Hg.): Performativität und Medialität, München 2004, S. 13-30.



dagegen von undarstellbaren Abgründen des Chaos heimgesucht, die vor allem den Schrecken der Ordnungsauflösung thematisieren. Die hierbei auftretenden Wahrnehmungsstörungen und -abschweifungen lassen sich nicht ästhetisch befrieden, sondern werden zu einer Herausforderung an die literarische Darstellung. Im Moment der Überwältigung des literarischen Subjekts zeigt sich, dass die Ordnung strukturierter Wahrnehmung sich einer ritualisierten Wiederholung von Wahrnehmungsmustern verdankt, die angesichts des einbrechenden Chaos erneut etabliert werden müssen. Auf der literarischen Ebene dient die Zitation tradierter Sinnbezüge einer nachträglichen sinnhaften Besetzung des Außerordentlichen, die allerdings nur unvollständig gelingt. Edgar Allan Poe schließlich transformiert das Erhabene als Undarstellbarkeit der Ideen der Vernunft im Sinne Kants ebenso wie den Schrecken der *gothic novel* und der schwarzen Romantik. Obwohl seine Arabesken sowohl die Ästhetik des Erhabenen als auch das Inventar der *gothic novel* aufrufen, werden beide Bezugssysteme in der ironischen Verwendung durchquert. Poe bedient sich dabei eines Szenarios der Uneindeutigkeit, in dem nicht nur die Grenze zwischen Leben und Tod, sondern auch ›Rassengrenzen‹ immer wieder nicht allein auf der Handlungsebene, vielmehr ebenfalls auf der Ebene der literarischen Bearbeitung überschritten werden. Und so wie Poe eine solche Überschreitung offensichtlich nur im Medium der Literatur möglich war, so werden auch die Grenzgänger in seinen Texten von spezifischen Aufmerksamkeits- und Wahrnehmungsstörungen gepeinigt, die sich nicht mehr integrieren lassen. Den Todes- und Untergangsszenarien Poes ist ein grenzüberschreitendes, transkulturelles Potential daher lediglich als zukünftiges Projekt mitgegeben. In Bezug auf die Infragestellung tradierter Erkenntnis- und Wahrnehmungsformen kann somit von allen drei Autoren gesagt werden, dass ihre literarischen Projekte keineswegs in bloßen Erkenntniskrisen stecken bleiben. Vielmehr stellen ihre Texte selbst ein Schreiben im Übergang dar, das sich zwischen ritualisierender Ordnungs(wieder)herstellung, literarischer Selbstbehauptung und transgressiver Neuverhandlung ästhetischer Codes bewegt. Diesen Textbewegungen soll im Folgenden im Sinne eines *close reading* nachgegangen werden. Grenzwahrnehmungen und Grenzüberschreitungen werden dabei nicht einfach als Motiv in den Blick genommen, sondern als ästhetisches Problem fokussiert, das die Darstellungsstrategien der Texte ebenso wie ihre Deutung herausfordert. Insofern ist auch den Widersprüchlichkeiten und Mehrdeutigkeiten des Textmaterials in der Analyse Raum zu geben. Denn literarische Texte nehmen nicht nur an der Deutung von Wahrnehmungen und Grenzwahrnehmungen teil, sie sind auch selbst Grenzorte, die sich für Paradoxien und Überkreuzungen öffnen, an denen Verschiebungen des vorhandenen Diskurs- und Zeichen-

materials stattfinden, Grenzlinien befragt werden können und bislang Unbemerkttes wahrnehmbar wird. Die vorliegende Studie versteht sich als Versuch, eine solche Performativität der Wahrnehmung innerhalb der literarischen Texten zu analysieren.